DAS MÖGLICHE WAHR MACHEN

Tobi Rosswog glaubt an eine bessere Welt. Ohne zwanghaftes Konsumieren und Konkurrieren, ohne Hamsterräder, ohne Ausbeutung. Nicht mit dem erhobenen Zeigefinger spricht der 28-Jährige in den Hörsälen Deutschlands, sondern mit ganz viel Freude und Zuversicht. Denn: „Der Einzelne kann sehr viel mehr bewegen, als er glaubt."

Tobi Rosswog, der über sich selbst sagt, er sei seit zehn Jahren dabei, „den Wandel zu gestalten", hält inne während des Gesprächs, um dann festzustellen: „Darüber habe ich eigentlich noch nie mit einer Journalistin geredet." Dann aber findet er: „Doch, meine private Geschichte könnte eine Antwort auf die Frage sein, die mir so oft gestellt wird: woher ich bloß diese Schaffenskraft nehme, den Optimismus, die Zuversicht." Die Anfragen, die der 28-Jährige von Hochschulen und inzwischen auch aus der freien Wirtschaft bekommt, übersteigen bei Weitem das, was er leisten kann. Hundert Vorträge pro Jahr hat er sich selbst als Limit gesetzt. Mehr wäre neben dem, was er sonst noch tut, zu viel. Landauf, landab wollen die Leute hören, wie einer weitestgehend geldfrei lebt. Wo er Schwächen des vorherrschenden Gesellschaftskonzepts sieht und was er vorschlägt, um wieder selbstbestimmter und sinnvoller zu leben und dadurch nicht weniger als den Planeten zu retten.

ANDERS SEIN ALS GESCHENK

Wie es dazu kam, dass sich all diese Gedanken entwickeln konnten, die inzwischen auch in Buchform* erschienen sind, hat der gebürtige Hannoveraner öffentlich noch nie so ausführlich zum Thema gemacht. „Meine leibliche Mutter wusste schon während der Schwangerschaft um den Tumor an meinem Steißbein", erzählt *Rosswog*. Nicht verbittert klingt er, als er sagt, sie hätte sich nicht zugetraut, ein Kind zu haben, das laut Prognosen der Ärzte vermutlich nie laufen, sondern das Leben im


Marmot
GORE-TEX



Gemeinsam nach neuen Lebensstilen suchen, die nicht zulasten anderer oder der Natur gehen, ist das Ziel des Kollektivs, in dem Tobi Rosswog lebt

Rollstuhl verbringen würde. „Mutig war sie, dass sie losgelassen und mich zur Adoption freigegeben hat." Seine Adoptiveltern – „Mama und Papa" – erhielten den Anruf, während er gerade operiert wurde: Ein passendes Kind sei für sie gefunden worden. Stunden dauerte der Eingriff, immer wieder musste er reanimiert

„Ich habe erlebt, wie es wirkt, wenn Menschen an das Unmögliche glauben, um das Mögliche wahr zu machen."

werden, großer Blutverlust, Lebensgefahr. Zwei Tage ist *Tobi Rosswog* alt, als seine Adoptiveltern sich zu ihm übers Bettchen beugen. Später haben sie oft erzählt, „wie wach und fröhlich ich in die Welt geschaut hätte, trotz der Schmerzen". Ob ein Neugeborenes so etwas spürt: dass ihm endloses Vertrauen entgegengebracht wird? Dass da Leute sind, die uneingeschränkt Ja sagen, obwohl doch alles dafürspricht, dass dieses Ja einen verdammt schweren und harten Weg mit sich bringen wird?

„Meine Eltern sind der Dreh- und Angelpunkt", sagt *Tobi Rosswog* heute. Wenig Raum haben sie den schlechten Prognosen gelassen. Keine Autoritätsgläubigkeit um jeden Preis. Tatsächlich lagen die Ärzte daneben: „Ich kann laufen, habe lediglich einen Hüftschiefstand, und der eine Fuß ist mit Schuhgröße 37 sechs Nummern kleiner als der andere." Man muss das wissen, um Tobi Rosswogs leichtes Humpeln zu erkennen, sonst fällt es nicht auf. Nicht als Manko empfindet er es, gehandicapt zur Welt gekommen zu sein, „eher als Geschenk, aus dem ganz viel entstehen konnte. Eben, weil ich erlebt habe, wie es wirkt, wenn Menschen an das Unmögliche glauben, um das Mögliche wahr zu machen."

BLICK ÜBER DEN TELLERRAND

17 ist *Tobi Rosswog*, als er eines Morgens beim Gang in die Küche ein Aha-Erlebnis hat. Wie jeden Morgen schiebt er eine Scheibe Weißbrot in den Toaster, greift im Kühlschrank zur Wurst: Bärchen-Mortadella. Das Gesicht grinst ihn an, da war ja Leben drin. „Ich konnte da plötzlich nicht mehr reinbeißen."

„Ich bin Leben, das leben will, inmitten von Leben, das Leben will" – diesen Gedanken von Albert Schweitzer nennt er prägend. Vom Blick über den Tellerrand spricht er, zunächst des Tellers mit der Bärchenwurst, aber dabei bleibt es nicht. Massentierhaltung ist grausam, ganz direkt für das betroffene Tier. Aber auch für die Menschen der Drittweltländer, die über die Futterproduktion ausgebeutet werden. Für Böden, die durch die Gülle verseucht werden. Fürs Grundwasser. Fürs Klima, weil die Ausdünstungen den Treibhauseffekt ankurbeln. „Fangen wir an, das mal zu durchdenken, sehen wir auf einmal unfassbar vieles, was Leid produziert." Mitgefühl – das war der Weg, um umzukehren. Mitgefühl mit Tieren, mit der Natur, der gesamten Mitwelt.

Nach dem Abi engagiert sich *Tobi Rosswog* anderthalb Jahre lang bei *Greenpeace* und *Attac*. Immer mehr stellt er sich den Kapitalismus als Zaun vor, in den es überall Löcher reinzuschneiden gilt. Nur den Eltern zuliebe beginnt er schließlich ein Studium der Pädagogik. „Schon früh war mir klar, dass ich maximal fünf Prozent des Gelernten fürs Leben brauchen würde." Als Zeitverschwendung erscheint es ihm, in Lehrsälen zu hocken. „Der Klimawandel wartet nicht auf einen Bachelortitel!" Nach vier Semestern wirft er hin. Kündigt das Zimmer in der WG. Verschenkt alles, was er hat. Seit seiner aktiven *Greenpeace*-Zeit hält er Vorträge, die Leute hören ihn gern, „gut leben können hätte ich von den Honoraren". Neuerdings aber verweigert er jede Gegenleistung für das, was er in Vortragssälen weitergibt. „Ich wollte sicher sein, dass mein Tun nicht Ego-getrieben war." Die totale Freiheit im Denken, im Sein. Keine Zwänge, keine Abhängigkeiten. Nichts, was „das System" weltweit so krank sein lässt.

Drei Jahre lang lebt *Tobi Rosswog* komplett geldfrei. Isst, was Supermärkte wegwerfen. Wird Mitbegründer einer Bewegung, die nicht mehr verkäufliches Essen zu Verteilerpunkten bringt und den Transfer später über eine Art Intranet – *www.foodsharing.de* – organisiert.



Weg vom Egotrip hin zu einem fairen Miteinander



Wo immer Tobi Rosswog zu Leuten spricht, sieht er interessierte Gesichter

Wo hat er gewohnt? „Ich war ja ständig für Vorträge unterwegs, und das Netzwerk an lieben Leuten, die mich einluden, wuchs stetig." Aber hatte das nicht was von Schmarotzertum, die Isomatte mal hier, mal da auszurollen? Er schmunzelt. Die Frage kennt er. Das Denken in Leistung und Gegenleistung, von dem er sich distanziert haben will. „Ich glaube, die meisten spüren das, wenn einer eine Haltung hat, die grundsätzlich teilen will."

GELEBTE UTOPIE

Als er 25 wird, endet die Möglichkeit, über die Eltern krankenversichert zu sein. Für ihn damals der Grund, wieder etwas eigenes Einkommen zuzulassen. Aber wirklich nur so viel, wie für eine vernünftige Absicherung nötig ist. Bloß nicht in diesen Trott des „Immer weiter, immer höher, immer mehr" geraten, der so vieles kaputt macht. Zusammen mit einer Handvoll Freunden gründet er ein „Kollektiv für gelebte Utopie"**, deren Herzstück ein uriger Hofkomplex zwischen Göttingen und Hannover ist. Seit drei Jahren nun lebt *Tobi Rosswog* einen – wie er selbst sagt – „radikalen" Ansatz: „21 Kollektivräume haben wir, nur drei Zimmer, in die man sich zurückziehen kann." Kollektiv leben bereite mehr Freude. Zu viel Ego? Ungut. Wieso werden für Deutschland pro Kopf jährlich 12 bis 14 Kilo Kleidung produziert? Wozu braucht man pro Saison eine neue Garderobe, um glücklich zu sein? Im „Kollektivhaus" gibt es einen Gemeinschaftskleiderschrank, an dem sich jeder bedienen kann und der „vergleichsweise viel kreativen Spielraum" lässt. Den Raum neben der gemeinsam genutzten Küche hätte man klassisch wohl Vorratskammer genannt, für *Tobi Rosswog* und seine Freunde ist es die „Mampf-Bude", für die „kollektiv" gerettetes Essen organisiert wird. „Das klappt gut", beteuert er, als würde er schon ahnen, was als Nächstes kommt: Und wenn Einzelne nicht mitziehen, nur nehmen, nicht geben? „Das ist ein interessanter Punkt", findet er und fragt dann, was eigentlich so schlimm daran sei, wenn Menschen vorübergehend mal nicht so produktiv seien wie andere. „Der schafft nix" – im Schwäbischen lebte er eine Zeit lang, hat dort diese Denke besonders drastisch erlebt: „Als würden die Faulen den Fleißigen was nehmen. Was denn eigentlich?"

Wenn ich mit mir selbst im Reinen bin und Geben als liebevollen Prozess betrachte, reguliert sich das meiste von selbst, das ist *Tobi Rosswogs* Erfahrung. Natürlich entstünden manchmal Konflikte. „Wir sind alle Kinder des Kapitalismus." Darüber aber ließe sich kommunizieren und gemeinsam „in Prozess gehen". Die Solidargemeinschaft trägt viel.

„Wir leben in einer Wegwerfgesellschaft. Eigentlich gibt es alles zum Leben im Überfluss. Wir leben in einer unglaublichen Fülle und Mangel ist nur konstruiert."

Lässt Gesundungsprozesse aus sich selbst heraus zu. Will keine Hippie-Insel sein, auf der man es sich „schön" macht, geht nimmermüde in den Dialog, anstatt sich zurückzuziehen.

Sowieso: Drogen, Alkohol – all so was ist ein No-Go. Bei klarem Verstand will *Rosswog* sein, so wie an diesem Morgen, als das Mortadella-Bärchen ihn ansah und er wahrnahm, was es zu verändern galt.

EIN NEUES MITEINANDER

Zu erkennen, was jeder Einzelne tun kann, das macht ihn froh. Traurig dagegen findet er, wenn Leute sagen: „Die vielen Naturkatastrophen, der Klimawandel, das Ozonloch – da kann man doch sowieso nichts mehr machen." Doch, kann man. „Ich glaube an die Kooperationsfähigkeit des Menschen", sagt *Rosswog*. Deutlich spüre er, dass viele eigentlich „gar keinen Bock" auf dieses ganze Konkurrenzgetue haben. Interessierte Gesichter sieht er, wenn er Managern von *Daimler, BP* oder *BASF* gegenübersitzt. Mag sein, dass er in den Augen mancher ein Spinner sei, aber immerhin einer, den sie einladen und von dem sie sich so was sagen lassen: „Von dem, was aktuell produziert wird, könnten zwölf Milliarden Menschen satt werden. Von den acht Milliarden auf der Erde lebenden Menschen aber leidet eine Milliarde Hunger." Unvorstellbar sei das, wenn man bedenkt, dass für alle genug da wäre. „Mangel ist ein kapitalistisches Konstrukt, denn eigentlich leben wir in unglaublicher Fülle", so *Tobi Rosswog* weiter. Das Private ist das Politische – vielleicht sollte er hier künftig noch deutlicher werden. Und dann von seinen Eltern erzählen, die eben nicht blind Autoritäten hinterhergerannt sind, sondern selbst nach Antworten gesucht haben. Jeder könne das zumindest versuchen auf dem Weg in ein neues Miteinander. Wenn es um ein tumorkrankes Kind geht. Und auch sonst.

Elisabeth Hussendörfer

** Tobi Rosswog: After Work – Radikale Ideen für eine Gesellschaft jenseits der Arbeit. Oekom Verlag, 2018.*
*** www.gelebteutopie.de*

Bildquellen: shutterstock (S. 23), Lémrich (S. 23), living utopia (S. 24, 25, 26)